

Ein Tag im römischen Montessori-Heim

Autor(en): **Canfield Fisher, Dorothy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse**

Band (Jahr): **1 (1928-1929)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-852113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

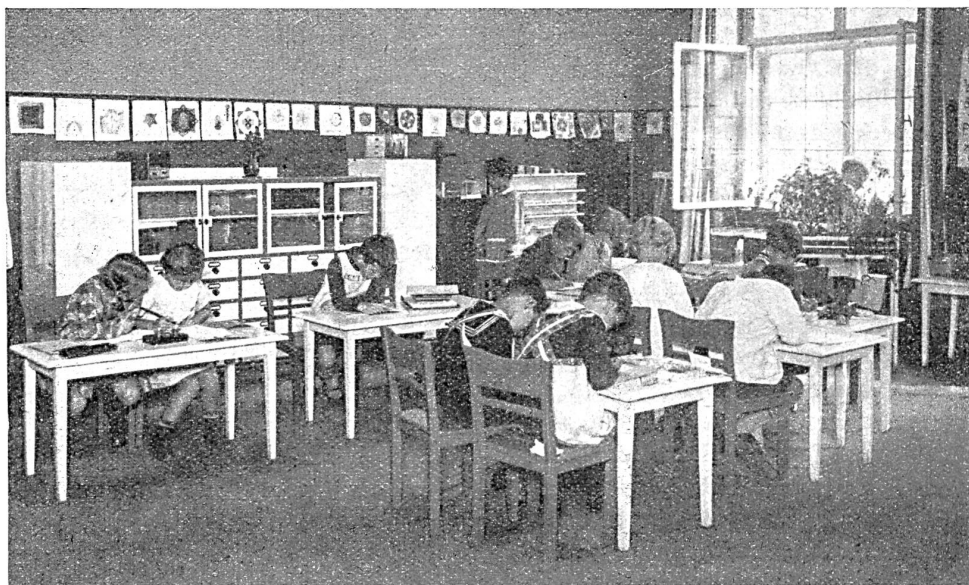
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Tag im römischen Montessori-Heim.

Von Dorothy Canfield Fisher.¹⁾



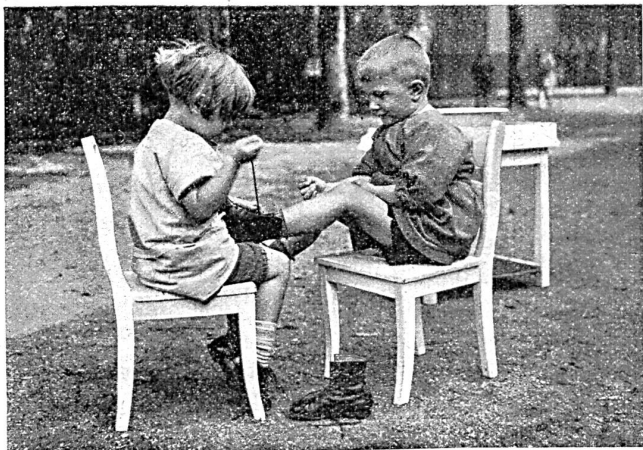
Die Kinder einer Montessori-Klasse bei ihrer selbstgewählten Arbeit

Ich hatte noch keine Montessori-Schule gesehen, als ich das Buch der Frau Dr. Montessori zum erstenmal las. Ich legte es weg und dachte dabei: „Das nimmt sich gedruckt recht hübsch aus, aber es lässt sich praktisch nicht durchführen. Jedermann weiss, dass man mit einer Gesellschaft von auch nur fünf bis sechs Kindern dieses Alters (von zweieinhalb bis sechs Jahren) selten ohne ir-

¹⁾ Wir entnehmen die beginnende Artikelreihe über die Montessori-Schule in Rom dem interessanten Buche Dorothy Canfield Fisher's „Eine Montessori-Mutter“ (Verlag Jul. Hoffmann, Stuttgart) von dem die „Schweizer Erziehungs-Rundschau“ das alleinige Recht des illustrierten Abdruckes für die Schweiz erworben hat. — Eine ausführliche Besprechung des Buches hat Frau Dr. Hedwig Bleuler-Waser in Heft I (S. 22) dieser Zeitschrift veröffentlicht.

gendwelchen Verdruss durchkommt, selbst wenn eine gleiche Zahl Mütter da ist, die dafür sorgen, dass die Knirpse alles bekommen, was sie nur wünschen. Es ist klar, dass zwanzig oder dreissig Kinder von so zartem Alter, die den ganzen Tag über und Tag für Tag beisammen sind, wenn es normale Kinder sind, eine ganze Anzahl niedlicher Kämpfe miteinander auszutragen haben. Sogar die Kindergärtnerinnen sagen, sie können nur zwei bis drei Stunden mit ihnen fertig werden und leisten dieses Kunststück durch unaufhörliche Unterhaltung, die die Kinder ermüdet und ihnen, wenn es einen Tag lang so fortginge, eine Gehirnentzündung zuziehen würde.“

Nachdem ich diese Voreingenommenheit überwunden hatte und ruhig und urteilsfähig an die Sache her-



Kleine Handreichungen



Höflichkeit und Hilfsbereitschaft fallen bei allen Montessori-Kindern auf

angehen konnte, stattete ich dem Kinderheim im Kloster der Franziskanerinnen in der Via Siusti einen Besuch ab.

Ich fühle mich im voraus entmutigt, meinen Lesern eine Darstellung dessen, was ich sah, zum besten zu geben. Sie würden mir nicht glauben. Ich weiss das, weil ich selbst, ehe ich es mit eigenen Augen sah, den sachlichsten Bericht darüber für eine Fabel gehalten hätte. Aber wenn auch die Leute hinter dem Ofen den Kopf schüttelten bei der Lektüre der geschwollenen Reise-geschichten alter Zeiten, so lasen sie diese doch mit Behagen, und so wird vielleicht mein schlichter Bericht von dem, was ich damals sah, auch gelesen werden und wäre es auch nur mit Ausrufen ungläubigen Erstaunens.

Was ich zuerst sah, war eine Versammlung von etwa fünfundzwanzig Kindern, so jung, dass manche von ihnen wie wirkliche Babys aussahen. Nachher stellte sich heraus, dass das jüngste etwas unter drei, das älteste wenig über sechs war. Sie waren über ein grosses, hohes, luftiges Zimmer verstreut, das mit winzigen, leicht gezimmerten Tischen und Stühlen ausgestattet war; doch bedeckten diese den Boden bei weitem nicht ganz. Es blieben noch grosse Strecken freien Raums übrig, wo manche der Kinder auf leichten Decken knieten oder sassen. Eines lag auf dem Rücken und strampelte mit den Füßen in der Luft herum. Ein leises, frohes Gemurmel erfüllte den Raum.

Wie meine Begleiterin und ich den Saal betraten, bemerkte ich gleich, dass sich nicht jene Befangenheit verbreitete, die ein Besucher in unseren sonstigen Schul-sälen unfehlbar hervorruft. Die meisten Kinder waren in verschiedene, seltsam anmutende Aufgaben vertieft und blickten nicht einmal auf, als wir eintraten. Andere, die offenbar eben eine kleine Spielpause machten, schauten durch den Saal her auf uns, lächelten uns freundlich zu, wie man es einem Besucher gegenüber tut, und eine kleine Gruppe in unserer Nähe lief mit ausgestreckten Händen herbei und sagte im Tone angenehm berührender Wohlerzogenheit: Guten Morgen! Dann liefen sie sogleich wieder weg an ihr Geschäft, das gewiss sehr fesselnd war, denn, abgesehen von einem gelegentlichen freundlichen Blick oder Lächeln oder einer kurzen Pause,

um mir, wenn ich in der Nähe stand, etwas zu zeigen, schenkte mir keiner der kleinen Schüler auch nur die geringste Aufmerksamkeit.

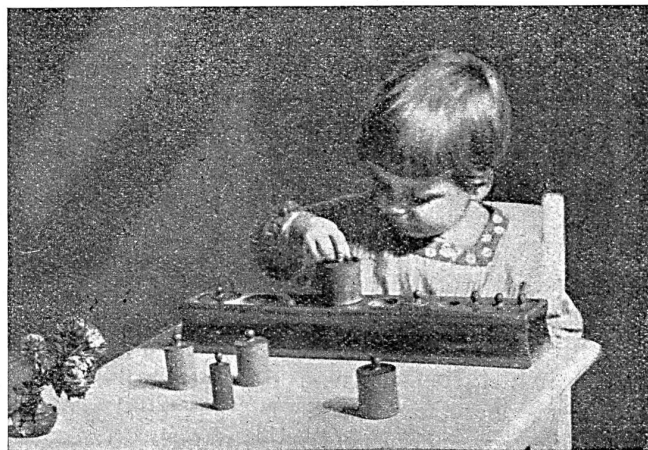
Wie alle Mütter in meinem Bekanntenkreis tu ich mein Bestes, um meinen Kindern „gute Manieren“ beizubringen, aber ich war mir augenblicklich klar darüber, dass nichts mich dazu bewegen könnte, zwanzig Kinder unserer Stadt um mich zu versammeln und dann eine Montessori-Lehrerin eintreten und sie von den Kindern begrüssen zu lassen. Der Gegensatz müsste allzu peinlich sein. Diese Kinder gehörten meistens sehr armen, unwissenden und gesellschaftlich ganz ungewandten Eltern, während die unsrigen Kinder von Leuten sind, die sich schmeicheln, in all dem das Gegenteil zu sein, und doch schauderte mir bei dem Gedanken an das lange, stumme, unhöfliche Anstarren, womit gewöhnlich von der Anwesenheit eines Besuchers in unsern Schulen Kenntnis genommen wird. Freilich kam mir sofort zum Bewusstsein, dass die Erscheinung, der ich so grosse Bedeutung be-mass, nur eine Einzelheit, nur ein sehr geringfügiges, flüchtiges und oberflächliches Anzeichen des eigentlichen Lebens sei, und ich sagte mir, es sei die Art unserer Rasse, zu sehr auf die äusserlichen Unterschiede des Handelns zu achten.

Andererseits aber musste ich mir sagen, ich wisse aus bitterer Erfahrung, dass Kinder dieses Alters noch in den Jahren stehen, wo ihre Aufrichtigkeit ganz ursprünglich ist und man keine Aussicht hat, ihnen Höflichkeitsformen beizubringen, die sie nicht wirklich im Herzen fühlen. Auch beobachtete ich, dass niemand die Kinder an uns gewiesen hatte, wie ich die meinigen an einen gelegentlichen Besucher weise und ihnen (mit dem innerlichen Wunsch, sie möchten es auch tun) sage: „Geh, gib der gnädigen Frau die Hand!“

Ich bemerkte nun auch zum erstenmal, dass anscheinend niemand die Kinder dazu anweise oder davon zurückhalte. Diese Gemeinschaft von Knirpsen, von denen die meisten zu sehr in ihre geheimnisvollen Beschäftigungen vertieft waren, um nur zu plaudern, schienen, soweit ich nach einem gelegentlichen Blick über das Zimmer urteilen konnte, gänzlich ohne Aufsicht zu sein.



Lebendiges Lesen durch Verbindung von Wortbild und Gegenstand. Rechts ein Kind bei Malübungen.



Eine Anfangsübung: Einsetzen von Zylindern verschiedenen Durchmessers.

Schliesslich stand von einer Ecke, wo sie (anscheinend auf dem Boden) neben einem Kinde gesessen war, eine schlicht gekleidete Frau auf. Der Ausdruck ihres ruhigen Gesichts machte auf mich fast ebenso grossen Eindruck wie die Begrüssung der Kinder getan hatte. Ich hatte immer aus vollem Herzen in den Ruf eingestimmt: der Himmel sei mit unsern armen Lehrerinnen! Und in unserer Stadt, wo wir alle die Lehrerinnen persönlich kennen und wertschätzen, ist ihr beinahe bis zu einem Nervenzusammenbruch erschöpfter Zustand am Ende des Schuljahrs ein peinliches Element in unserm Gemeinleben. Ich fand aber keinen Anlass, Mitleid zu haben mit dieser Frau, deren Blick nicht verstört war und die, sobald sie uns bemerkte, herbeikam, um uns die Hand zu geben. Ja, ich empfand sogar ein merkwürdiges Gefühl des Neides, wie ich es zuweilen in meiner empfindsamen und stürmischen Mädchenzeit beim Anblick des friedlichen Gesichts einer Nonne empfunden hatte. Ueber die Möglichkeit, auf das Leben einer Nonne mit Neid zu blicken, bin ich nun ganz hinaus, doch muss ich gestehen, dass mir beim Anblick dieser ruhigen, lächelnden Italienerin zum Bewusstsein kam, es fehle meinem eigenen Leben bei all seinem Glück jenes gewisse Element der Ordnung, der Zucht, der geistigen Oekonomie, das allein jenen Blick ruhiger Sicherheit in ihrem Gesicht möglich mache. Es war nicht der leidenschaftslose, starre Friede, den man in den Augen mancher Nonnen wahrnimmt, sondern eine Art reicher, vollblütiger Lebenszuversicht.

Sie blieb einige Augenblicke bei uns und plauderte mit meiner Begleiterin, mit der sie befreundet war und die sie als Fräulein Ballerini vorstellte. Ich bemerkte, dass sie diese ganze Zeit über den Kindern den Rücken kehrte, offenbar also nicht im Gefühl eines Löwenbändigers jenen hypnotisierenden Blick auf die Kleinen zu richten brauchte, der für unsere Lehrpersonen so charakteristisch ist. Deutlich erinnere ich mich noch daran, wie wir Schulkinder uns ganz anders vorkamen und sogar die vertrauten Gegenstände des Schulzimmers uns seltsam anblickten, wenn die Lehrerin in seltenen Fällen einen Augenblick hinausgerufen wurde und uns, gleichsam in einer plötzlich veränderten Welt, allein liess, in einen Taumel versetzt durch die Befreiung von ihrem strengen Blick. Wandte sich die Lehrerin gelegentlich um und warf einen Blick über das Zimmer, so schienen die Kinder sich dessen nicht bewusst zu sein, dass die Lehrerin auf sie blicke oder dass sie vorher es nicht getan habe.

Wir wussten seinerzeit, wie durch einen sechsten Sinn, stets genau den Ort, wo die Lehrerin war, und eine plötzliche Bewegung von ihr hätte uns alle so heftig und unwillkürlich zusammenschrecken lassen wie Kücklein, wenn plötzlich der Schatten eines Habichts vorüberhuscht . . . und dabei hatten wir unsere Lehrerinnen oft recht gerne. In Erinnerung an dies beobachtete ich mit Erstaunen, dass oft, wenn eines dieser Kleinen zu einer Frage an die Lehrerin von seiner Beschäftigung aufschaute, es während der Vertiefung in seine Sache so wenig an deren Gegenwart dachte, dass es gar nicht wusste, wohin es schauen sollte und seine

Blicke durch das ganze grosse Zimmer suchend nach ihr schweifen liess, worauf seine Augen freudig aufblitzten, wenn es sie entdeckte. Und wieder empfand ich einen gewissen Neid über diese Frau, deren Kinder ihr so viel mehr liebend zugetan waren als mir die meinen.

Welcher Art konnten diese „Spiele“ sein, in die die Kinder, bei deren Jugend ein falscher Schein ausgeschlossen war, sich so sehr vertieften? Ich fing an umherzugehen mit jener freien, unbeobachteten Ungezwungenheit, die in einer Montessori-Schule die Regel ist, und besah mir näher, was die Kinder in den Händen hielten. Dabei hätte ich fast lachen können über die Einfachheit mancher der Gegenstände, die das scheinbare Wunder freiwilliger Ordnung und Zucht vollbrachten! . . . wenn ich nicht vielmehr über meinen eigenen Stumpfsinn, an so etwas nicht zu denken, hätte weinen müssen. Ein kleiner, etwa dreieinhalbjähriger Junge war seit unserm Eintritt ins Zimmer in eine Beschäftigung vertieft, und auch als ich an seinen kleinen Tisch und Stuhl herantrat, blickte er nur einen Augenblick auf und lächelte, ohne dass seine Finger in ihrer Tätigkeit innehielten. Ich beugte mich über ihn in der Hoffnung, dass das, was seine Aufmerksamkeit so gefesselt hielt, nicht zu verwickelt wäre, als dass mein unerfahrener, unpädagogischer Sinn es erfasse. Er hielt einen hellen Holzrahmen von etwa 30 auf 40 Zentimeter, auf dem zwei Stücke Baumwolltuch ausgespannt waren, die in der Mitte wie an der Naht eines Gewandes zusammenhingen. An einem der Ränder war eine Reihe von Knopflöchern und am andern eine Reihe grosser Beinknöpfe. Das Kind verlor sich ganz im Auf- und Zuknöpfen dieser beiden Tuchstücke.

Er war mit dem Spiel noch nicht vertraut, wie man an den ungewandten, unsicheren Bewegungen seiner kleinen Finger sehen konnte, aber seine Fortschritte waren, indem er mit von Eifer glänzenden Augen, langsam und stetig, ohne einen Augenblick nachzulassen, zu- und aufknöpfte, so augenfällig, dass ich beim Zuschauen fast ebenso hingerrissen war wie er selbst. Ein neben uns mit einem Baukasten spielender Junge warf die Blöcke mit grossem Geräusch um, aber der mit Knöpfen beschäftigte Junge war so in den Zauber seines Spiels vertieft, dass er nicht einmal aufblickte. Ich selbst konnte meine Blicke nicht wegwenden, und es fiel mir dabei ein, wie eines meiner Kleinen so oft versucht hatte, das Geheimnis der vielen Haken zu meistern, die seine Kleider zusammenhielten und wie ich so gütig seine suchenden kleinen Finger aufgehalten hatte mit den Worten: „Lass, Liebe, Mutter kann das ja viel besser. Lass es Mutterchen tun!“ Die Lage schien mir ganz dieselbe, als wenn mitten in einem fesselnden Billardspiel ein Berufsspieler meinem Mann den Spielstock aus der Hand nähme und sagte: „Schauen Sie mir nur ruhig zu. Ich kann das viel besser als Sie.“

Das Kind vor mir hielt einen Augenblick mit seiner Arbeit inne und warf einen Blick auf sein baumwollenes Jäckchen herab. Daran war eine Reihe von Knöpfen, zwar kleiner, aber von derselben Art wie die des Rahmens. Wie er sie in Gedanken versunken anstarrte, leuchtete ein grosser Einfall in seinem Gesicht auf. Ich beugte

mich nach vorn. Er packte den mittleren Knopf und machte dabei mit überraschend genauer Nachahmung die gleiche Bewegung, die er am Rahmen gelernt hatte. Aber dieser Knopf war nicht so gross und sass nicht so geschickt. Er musste sich darüber beugen, seine Finger krampften sich, er liess ein paar mal wieder ab. Dann aber war die erste Hälfte seines Unternehmens plötzlich ausgeführt. Der Knopf war auf der einen, die Öffnung auf der andern Seite. Ich hielt den Atem an. Er machte sich wieder ans Werk. Das Tuch entglitt seinen kleinen Fingern, der Knopf zog sich schief und ich hatte mit der albernen Gewohnheit der Erwachsenen zu kämpfen, mich einzumischen und die Sache für ihn zu tun. Und dann sah ich, wie er ihn langsam an seine Stelle

brachte. Als schliesslich die Beinscheibe rund und ganz aus dem Knopfloch herausglänzte, atmete der Kleine tief auf und sah mit so verzückter Siegermiene zu mir empor, dass ich hätte laut „Hurra!“ rufen mögen. Dann stand er, ohne mir weiter Achtung zu schenken, auf, trittete zu jener Zimmerecke, wo ein dickes Stück Filz den Boden bedeckte, legte sich auf den Rücken, die Hände unter dem Kopf gefaltet, und starrte in ruhiger, behaglicher Musse zur Zimmerdecke hinauf. Er ruhte, nachdem er einen guten Schritt vorwärts vollzogen hatte. Es entging mir nicht, dass abgesehen von meiner ganz zufälligen Wahrnehmung, niemand weder seinen Eifer beobachtet hatte, noch jetzt sein scheinbares Faulenzen sah.

La psychologie et l'école aux Etats-Unis.

Par Pierre Bovet

Professeur à l'Université de Genève.

(Suite.)

II. Les problèmes d'éducation comme problèmes de psychologie appliquée.

Une chose frappe beaucoup aux Etats-Unis: la grande confiance que l'on témoigne partout à la science. Il y a un quart de siècle, on a pu parler en Europe d'une faillite de la science; on ne voit pas trace de cela aux Etats-Unis. A certains égards même, on serait porté à taxer de naïfs les espoirs démesurés que les Américains fondent dans tous les domaines sur les sciences appliquées, car cette confiance s'étend aux sciences morales autant qu'aux sciences naturelles et physiques. Partout où un problème se pose, il se trouve quelqu'un pour en demander la solution à une enquête méthodiquement conduite, à une investigation des causes, d'où l'on attend l'indication des remèdes. Le découragement fataliste ou sceptique semble inconnu et c'est un des traits du caractère américain qui nous donne le plus l'impression que nous avons à faire à un peuple jeune, presque enfant encore, auquel rien ne paraît impossible. Les exemples abondent: Les grands magasins veulent perfectionner leurs méthodes de vente; ils créent à l'Université de Pittsburgh un centre de recherches, le Retail Bureau, qui fait l'analyse détaillée de la psychologie du vendeur et de l'acheteur. La ville de Chicago est frappée du grand nombre d'électeurs qui ne prennent pas part aux élections; le professeur de science politique de l'Université organise une gigantesque enquête et interviewe par milliers ces électeurs paresseux pour savoir ce qui les retient loin des urnes; puis les recherches s'étendent et plusieurs Universités combinent leurs forces pour faire dans une dizaine de pays très différents les uns des autres une étude générale des agents à l'œuvre pour donner au citoyen conscience de sa nationalité. Et l'on compte qu'il en sortira, non pas seulement une

serie de volumes intéressants, mais des règles pratiques de politique et de civisme scientifiques. A nous autres Suisses, qui pourtant connaissons bien ce mal qu'il s'agirait de guérir, cette méthode n'apparaît-elle pas très lointaine dans sa hardiesse et sa confiance?

Et il faut relever aussi quelle place les Universités occupent dans la confiance du public. On a souvent cité chez nous les sommes énormes dont les centres d'enseignement supérieur des Etats-Unis ont bénéficié de la part de citoyens généreux. Avons-nous suffisamment pensé à ce que ces donations impliquent de foi dans la mission scientifique des Universités? Les hautes écoles ont su aux Etats-Unis (je vous l'ai montré hier) se tenir très près des besoins de la masse, répondre à ses préoccupations. Elles sont remarquablement ouvertes, toujours prêtes à entreprendre des tâches nouvelles, si on leur en fournit les moyens, et les recherches de science appliquée notamment, même très éloignées de la tradition académique, les ont toujours trouvées accueillantes et sympathiques. Maintenant le courant est établi; pour les recherches mêmes les plus neuves, même les plus aventureuses à certains égards, c'est toujours aux Universités que l'on s'adresse d'abord.

Sans doute elles ne sont pas seules. Ces puissantes fondations, qui sont une des nouveautés les plus curieuses du capitalisme américain, et qui portent tantôt le nom de leurs fondateurs: Rockefeller, Carnegie, Guggenheim, Perlizer, tantôt un titre général: Commonwealth, Twentieth Century etc., subventionnent très largement certaines recherches dans les Universités, mais elles ont aussi des créations indépendantes. Cependant, à tout prendre, il me semble impos-